Wie die Tripel-Allianz zustande kam.

Von H. H. Von Mellenthin.

I.

Dokumentarische Widerlegung des Axioms, daß Deutschland seine nichtsahnenden und völlig unvorbereiteten Gegner heimtückisch überfallen habe. — Die Vorarbeiten für die französisch-britisch-russische Verständigung. — „Militarismus" und „Einkreisungs-Politik". — Die Delcassé-Enthüllungen vom Oktober 1905.

Die Geheimarchive der verschiedenen Staatskanzleien beginnen sich bereits zu öffnen, viel früher, als dies bisher nach katastrophalen Eruptionen für die Ausgestaltung der Weltverhältnisse der Fall gewesen ist. Aus den Geheimarchiven erscheinen die geheimen Abmachungen und Verträge, aus welchen die Absichten, die mit dem Krieg verfolgt worden sind, deutlich werden. Die mit so großer Aufdringlichkeit gestellte Frage nach der Verschuldung am Kriege tritt bereits wieder zurück vor der Beurteilung und Betrachtung der Errungenschaften des Krieges, das heißt, vor der sich vorbereitenden Feststellung, in welcher Richtung und inwieweit die Kriegskatastrophe die weitere Ausgestaltung der Beziehungen der Völker untereinander, die Schaffung neuer Zustände und die Vorbedingungen für den Eintritt in eine neue Zeit der Weltentwicklung beeinflußt.

Die Absichtlichkeiten, Verschleierungen, Entstellungen, Mißdeutungen und Verdächtigungen werden von den Tatsachen korrigiert und von den Wirklichkeiten verdrängt. Immer ist, an dieser Stelle, während der Dauer des Krieges der Standpunkt vertreten worden, daß es sich gar nicht darum handele, wer den Krieg angefangen habe, sondern darum, wer ihn gewinnen werde. Heute haben sich derartige allgemeine Zustände herausgebildet, daß auch die Bedeutung des errungenen Sieges für die weitere Weltentwicklung verblaßt, denn diese Entwicklung knüpft bereits wieder daran an, was vor dem Kriege gewesen ist, das heißt, an die Absichten und Bestrebungen, welche zu der gewaltsamen Auseinandersetzung geführt haben. Die Auffassung, daß der Krieg lediglich eine Episode gewesen, wird auch durch die Erfahrung unterstützt, daß die unmittelbaren Resultate des Sieges, wie sie sich in den Friedensschlüssen darstellen, von imaginärer Bedeutung sind, soweit der Ausblick in die Zukunftsperspektiven einer neuen Zeit und die Eröffnung von Wegen in diese in Betracht kommen.

Die diametral entgegengesetzte Darstellung der Absichten, deren Erreichung mit dem Krieg verfolgt, also der Politik, deren Durchsetzung mit den Waffen als den „anderen Mitteln" gewollt worden sei, läßt sich in zwei Schlagworten zusammenfassen: „Imperialismus und Militarismus" auf der einen und „Politik der Einkreisung" auf der anderen Seite. Die geschichtliche Feststellung, an welchem Reibungspunkt zwischen diesen zwei Systemen sich der Kriegsbrand entzündet hat, wird auch dann noch eine schwierige sein, nachdem alle Kenntnisse der Tatsachen vorhanden und selbst die verworrensten Wege von dem Gestrüpp der Nebensächlichkeiten und der Ueberwucherung der Heimlichkeiten gesäubert sein werden. Es wird solche Aufgabe eine um so schwierigere sein, als im Verlauf des Krieges Wegweiser in der Richtung auf ganz neue Ziele errichtet worden sind.

Die geschichtliche Feststellung wird später auf Grund der Kenntnisse der Tatsachen und des Verständnisses für die Verwicklungen und die Entwicklungen so manche Darstellungen korrigieren und viele Auffassungen richtigstellen. Aber es liegt eine bestimmte Darstellung und eine ausgesprochene Auffassung vor, für deren Richtigstellung heute bereits das erforderliche Material vorhanden ist. Das ist die Darstellung und Auffassung, als ob die Kriegseröffnung der Akt eines heimtückischen Ueberfalls gewesen sei. Die Auffassung der einen Seite, daß der Krieg die Bestätigung des Imperialismus und Militarismus, und die der anderen, daß sich in ihm das gewollte Resultat einer Politik der Einkreisung dargestellt habe, sind beide verständlich, solange es noch an der Kenntnis aller Tatsachen und am Verständnis sämtlicher inneren Triebfedern mangelt. Aber die mindestens naive Darstellung, daß es sich um einen Ueberfall eines nichtsahnenden und vollständig unvorbereiteten Zeit- und Weltgenossen gehandelt habe, kann um so weniger vor der Wirklichkeit bestehen, als sie die völlige Blindheit und eine geradezu stupide Harmlosigkeit der anderen, der angeblich heimtückisch überfallenen Seite zur Vorbedingung hat und diese andere Seite sich für eine derartige Zumutung gewiß bedanken würde.

In der Politik der Einkreisung stellt sich aber tatsächlich der Vorbedacht und die Voraussicht, wie sie auf der anderen Seite vorhanden gewesen sind, da.

Die Weltgeschichte wird auch gar nicht die Frage zu entscheiden haben, auf welcher Seite der ausdrückliche Vorbedacht der Offensive oder die Voraussicht einer möglichen Notwendigkeit zur Defensive vorgelegen hat, sondern sie wird feststellen, in wie weit die offensive Absicht und die Vorbereitung der Defensive auf beiden Seiten sich gekreuzt und vermischt haben. Das heißt, sie wird die Rüstungen für den Krieg, welche auf beiden Seiten vorgenommen worden sind, in diesen doppelten Gesichtswinkel einstellen müssen.

In den folgenden Ausführungen soll diese Doppelfrage ganz bei Seite gelassen werden. Die Vorbereitungen für die Eventualität einer gewaltsamen Abrechnung sollen, ganz abgesehen davon, ob zu Offensiv- oder zu Defensivzwecken, zur Darstellung geraten. Sine ira et studio sollen die Tatsachen wiedergegeben und in ihrem inneren Zusammenhang aneinander geschlossen werden. Es soll der Ueberfall-Theorie damit entgegengetreten werden, daß sie auf den Prüfstein der früher bereits festgestellten und inzwischen bekannt gewordenen, dokumentarisch belegbaren und geschichtlich erweisbaren Tatsachen gelegt wird.

Vorbedacht und Voraussicht auf beiden Seiten stellen sich dar in den Zurüstungen zum Kriege. Auf der einen durch den sogenannten „Militarismus und Imperialismus", auf der anderen mit der sogenannten „Einkreisungs-Politik", um diese Schlagworte beizubehalten. Diese Zurüstungen auf beiden Seiten sollen in den folgenden Ausführungen zur Darstellung kommen.

* * *

Diese Darstellung muß bis auf die ersten Jahre des vergangenen Jahrzehnts zurückgreifen. In diesen Jahren bereitete sich der Zuwachs der deutschen Wehrmacht zu Wasser und zu Lande auf der einen und die Herbeiführung der französisch-russisch-britischen Verständigung auf der anderen Seite vor. Beide Vorbereitungen vollzogen sich unter der Erwägung einer Kriegsmöglichkeit. Den äußeren Anlaß für beide gaben die Marokko-Wirren.

Das französisch-russisch-britische Einverständnis gründete sich auf das Kolonialabkommen zwischen Frankreich und England über Aegypten und Marokko vom 8. April 1904 (dessen Bedeutung an dieser Stelle bereits dargelegt worden ist). Dieses britisch-französische Abkommen öffnete bereits den Weg zum Einschluß Rußlands in die Verständigungs-Aktion und veranlaßte auf deutscher Seite die Rüstungsmehrung.

Bereits im Mai 1903 hatte ein Besuch König Edwards VII., der durchaus kein zufälliger politischer Wegfahrer, sondern ein Mann mit weitreichendem Blick und von sicherem Zielbewußtsein gewesen ist, in Paris stattgefunden. In seinem Toast beim Festmahl im Elysée wies der königliche Gast auf die Notwendigkeit hin, die Freundschaftsbande zwischen England und Frankreich fester zu knüpfen, um eine Annäherung der beiden Länder im gemeinsamen Interesse herbeizuführen. Anfang Juli stattete Präsident Loubet seinen Gegenbesuch am Hofe von St. James ab, und am 10. Juli nahm das britische Unterhaus die von der Balfour-Regierung eingebrachte Vorlage an, welche den Bau einer neuen Flottenstation am Firth of Forth vorsah.

Aus der Marokko-Krisis sind die Fäden gesponnen, welche zum festen Band des französisch-britisch-russischen Einverständnisses geschlungen und zum Netz der Einkreisung Deutschlands verwoben werden sollten. Der Hader um Marokko spornte auf beiden Seiten die auf die Eventualität eines Krieges sich vorbereitende Rüstungsmehrung an.

Mitte März 1905 gelangte im britischen Unterhaus das neue Flottenbudget zur Verhandlung. In der Sitzung vom 14. März entspann sich folgende Debatte über die englische und die deutsche Flotte und um die kurz vorher vorgenommene Neuverteilung der britischen Seestreitkräfte mit der Verlegung des Schwerpunktes nach der Nordsee: Premier Balfour erklärt in Beantwortung einer Anfrage, daß nach der Ansicht des Reichsverteidigungs-Ausschusses ein Einfall in England zum Zweck der Eroberung eine Unmöglichkeit sei. Yerburgh (kons.): Der wirkliche Grund für die Aenderung in der Verteilung der Flotte sei das Heranwachsen einer sehr großen Flottenmacht in der Nordsee. Das sei eine große und mächtige Flotte, und man dürfe nicht vergessen, daß sie in der Nordsee stationiert sei. „Man wird mir sagen," fuhr der Abgeordnete fort, „es sei nicht mit einem ruhigen Einvernehmen zwischen uns und den anderen Ländern im Einklang, andere Mächte hier im Parlament im Zusammenhang mit der Vermehrung der britischen Flotte zu erwähnen. In anderen Parlamenten handelt man indessen nicht nach dieser Empfindung. Wir sehen, daß im französischen und im deutschen Parlament die Stellung anderer Länder offen erörtert wird. Der französische Marineminister hat kürzlich eine Rede gehalten, in welcher er die Stärke der französischen und der deutschen Flotte verglich, und im deutschen Reichstag hat der Führer der sozialistischen Partei hervorgehoben, die gewünschte Vermehrung der deutschen Flotte könne nur als Drohung gegen England gedacht sein. Ich bin also berechtigt, bei Beratung der Stärke der britischen Flotte die Lage der deutschen Flotte vor dem Hause zur Sprache zu bringen. Es ist nicht berechtigt, daß die Admiralität das dem Hause jetzt vorliegende kleine Schiffsbauprogramm aufgestellt hat"... Parlamentssekretär der Admiralität Pretyam: Der Voranschlag sei nach den Bedürfnissen des nächsten Jahres aufgestellt. Falls sich später größere Anstrengungen als notwendig erweisen sollten, so werde das Land sicherlich die nötigen Geldmittel bereitstellen. (Beifall.)

In dieser Debatte wurde also der Flottengegensatz zwischen England und Deutschland in den Vordergrund und die Notwendigkeit größerer Anstrengungen, d. h. Rüstungs-Anstrengungen, in Aussicht gestellt.

Gelegentlich eines Festmahls in London am 1. Juni 1905 stellte der britische Auslandminister Landsdowne fest, daß es nie einen Augenblick gegeben, da die guten Beziehungen Englands zu Frankreich fester gegründet gewesen, als zur vorliegenden Zeit. Er fügte hinzu: „Das Einvernehmen mit Frankreich ist für keinen selbstsüchtigen Zweck ausgedacht und auch ohne jeden Wunsch, andere aus dem Besitz des ihnen Gehörenden zu verdrängen."

Inzwischen hatte sich die Marokko-Kontroverse weiter zugespitzt. Sie führte am 6. Juni zum Sturz des französischen Auslandministers Delcassé, dessen Marokkopolitik vom Kabinett mißbilligt wurde. Am 15. Juni schreibt der Pariser „Temps" über die Beziehungen zwischen England, Frankreich und Deutschland:

„Man hat die Frage aufgeworfen, ob England uns die Regelung unseres Streites mit Deutschland erleichtern oder ob es im Gegenteil durch seinen Widerstand oder seine Obstruktion diese Regelung erschweren werde. Auf diese Frage kann man zweifellos antworten, daß ein Teil der britischen öffentlichen Meinung vielleicht einen baldigen Krieg gewünscht hätte, um Deutschland zur See noch vor seiner vollen Entwicklung zu schlagen, und daß die Unterstützung seitens Frankreichs in einem solchen Kriege für England nützlich wäre. Aber wenn England einen solchen Plan wirklich gefaßt hätte, müßte es sich doch sagen, daß eine große Nation wie Frankreich Herrin ihrer Entschließungen ist und sich nicht in einen Krieg einlassen könnte, um die Geschäfte einer dritten Macht zu besorgen. Darüber kann es in Frankreich nur eine einzige Ansicht geben. Und wenn wir über die gütliche Regelung unserer kolonialen Schwierigkeiten mit England erfreut waren, so konnte doch dieses genau umgrenzte Abkommen uns nicht weiter fortreißen, da ja überdies eine englische Allianz nach dem Geständnis der Engländer selbst nicht imstande wäre, uns kontinentale Bürgschaften zu leisten, welche wir anderwärts suchen müßten. Uebrigens ist England keineswegs berechtigt, uns Schwierigkeiten zu bereiten. Man kann unmöglich gestatten, daß England uns auf dem ohnehin schwierigen Wege zu einer friedlichen Regelung der marokkanischen Angelegenheit noch Hindernisse auftürmen sollte."

In diesen Ausführungen des „Temps" sind zwei Momente bedeutsam.

Einmal die Annahme, daß die britische öffentliche Meinung damals bereits einen Krieg mit Deutschland gewünscht haben könnte, und zweitens der Hinweis auf „kontinentale Bürgschaften", welche zu leisten England nicht imstande sei. Mit diesem Hinweis ist die Richtung der französischen Politik angedeutet, derartige kontinentale Bürgschaften sich zu verschaffen, ist der Wunsch ausgesprochen, das Einverständnis zwischen Frankreich und England auf die Aktionen auf dem Kontinent auszudehnen.

In vielen französischen Blättern wurde damals die Besorgnis vor einem Kriege mit Deutschland Marokkos wegen ausgesprochen.

Am 9. Juli erfolgte der Besuch einer britischen Flotte in Brest, welcher durch eine französische in Portsmouth vom 7. bis 14. Oktober erwiedert wurde. Bei diesen Gelegenheiten wurde folgendes Programm aufgestellt: Schutz gegen Deutschland durch die Entente Frankreich-England und durch die Herbeiführung besserer Beziehungen zwischen England und Rußland.

Am 12. Juli erschien im „Gaulois" eine Aussprache Delcassés über seine Politik und seinen Rücktritt vom 6. Juni, in welcher es hieß: „Frankreich muß mit England, seinem besten Käufer, ein Bündnis schließen. Frankreich kann England die Herrschaft zur See nicht streitig machen, deshalb ist es das klügste, sich vor der Vernunft zu beugen und in Rechnung zu ziehen, welchen Wert der britische Beistand in gewissen Fällen für uns haben kann. Dieser Beistand nun hätte den Wert für uns, daß Deutschland in die Unmöglichkeit versetzt würde, uns den Krieg zu erklären. Denn was vermöchte im Fall eines Krieges, in dem England mit uns ginge, die deutsche Flotte? Was würde aus den Häfen und der Handelsmarine Deutschlands werden? Eine vollständige Vernichtung derselben wäre die Folge. Die Entente mit England bedeutet zudem die Anbahnung besserer Beziehungen zwischen Rußland und England. „Das war eine Ueberraschung, welche das gute Einvernehmen Englands mit Frankreich der Welt bereiten konnte." Delcassé schildert darauf den Verlauf der Minister-Sitzung, in welcher er seine Entlassung gab. Darnach hat er in dieser Sitzung seine auf das Bündnis mit England basierenden Pläne auseinandergesetzt, worauf die anderen Minister erschreckt erwidert hätten: „Aber dann wird uns Deutschland angreifen." Hierauf habe er, Delcassé, erklärt: „Nun, so mag es uns angreifen; wir sind in der Lage zu antworten."

Als die „große Ueberraschung", welche der Welt bereitet wurde, wurde also die Anbahnung besserer Beziehungen zwischen England und Rußland infolge der französisch-britischen Entente proklamiert. Es wurde zugleich die Bereitschaft Frankreichs, einer Kriegserklärung Deutschlands entgegenzutreten, festgestellt. Auch diese Feststellung steht der Auffassung, daß es sich neun Jahre später um einen heimtückischen Ueberfall auf Nichtsahnende und völlig Unvorbereitete gehandelt habe, entgegen.

Den großen Knalleffekt aber brachte die Delcassé-Enthüllung vom 7. Oktober 1905. An diesem Tage brachte der Pariser „Matin", das Organ des früheren Auslandministers, folgenden Artikel:

„Schon im März war der Sturz des Ministers des Auswärtigen entschieden. Gewiß gab es in der Kammer einige Schwankende, und der Vorsitzende einer der wichtigen Kammerfraktionen rief in den Gängen: „Wir können doch nicht Delcassé dem Kaiser Wilhelm unter die Füße werfen." Aber für die Mehrheit, für das Kabinett, für alle Welt schien der Rücktritt Delcassés alles zu bereinigen, alles zu retten. Das galt als eine nationale Notwendigkeit, denn sonst hätten die Deutschen in vier Tagen in Chalons gestanden. Alles sollte desorganisiert, die Ostfronts nicht betoniert sein, eine große Anzahl Batterien keine Schnellfeuergeschütze haben. Der Rücktritt galt als unausweichlich, um den Krieg und das Unglück zu vermeiden." Ueber den Ministerrat vom 4. Juni, in dem Delcassé zum Rücktritt gezwungen wurde, sagte der „Matin": Delcassé habe zu seiner Verteidigung mitgeteilt, England, Spanien, Italien, Rußland und die Ver. Staaten würden die Marokko-Konferenz ablehnen, falls Frankreich sie ablehne. England habe sogar der französischen Regierung das mündliche Versprechen gegeben und sei auch bereit, es schriftlich zu wiederholen, daß es im Falle eines deutschen Angriffs gegen Frankreich seine Kanal-Flotte mobil machen, den Kaiser Wilhelm-Kanal besetzen und 100,000 Mann in Schleswig-Holstein landen werde. Aus diesen Gründen sei Delcassé für die Ablehnung des deutschen Konferenzvorschlags eingetreten. Darauf habe einer der Minister erwidert, Herr Delcassé sei in seiner Politik gegen Deutschland zu erfolgreich gewesen; er habe Spanien und Italien abspenstig gemacht, England mit Beschlag belegt usw. Da sei ihm Delcassé mit der Erklärung ins Wort gefallen, als französischer Minister des Aeußern habe er es für seine Pflicht gehalten, Frankreichs und nicht Deutschlands Auslandpolitik zu führen. Darauf habe man sich darüber geeinigt, daß Frankreich zur Konferenz gehen könne, ohne sich zu erniedrigen, falls es im voraus Bürgschaften erhielte, und Herr Delcassé habe sich von seinen Kollegen mit einem Händedruck verabschiedet, wobei einer von ihnen die Worte gesagt habe: „Die Zukunft wird Ihnen vielleicht recht geben."

Diese Enthüllung wirkte wie ein Donnerschlag und war zugleich ein Griff in ein Wespennest. Am 7. Oktober kam die „Depesche de Toulouse" mit einer Ergänzung der Enthüllung heraus, welche als Bestätigung dienen sollte. Des weiteren erzählte die „Libre Parole", Delcassé habe bereits am 21. April sein Entlassungsgesuch eingereicht und sei von seinen Ministerkollegen damals nur deshalb um das Verbleiben im Amt ersucht worden, weil der König von England erklärt habe, er käme am 30. April nicht nach Paris, wenn Delcassé nicht mehr Minister des Aeußern sei. Der Botschafter Bertie hatte Delcassé indessen den Affront angetan, mit dem Präsidenten Loubet zusammen zwischen Paris und Pierrefitte in den Salonwagen des durchfahrenden Britenkönigs einzusteigen, ohne den Auslandminister aufzufordern, dasselbe zu tun. Dafür habe sich, sagt die „Libre Parole", Delcassé durch seine Enthüllung gerächt.

Auch Italien wurde in den durch Delcassé verursachten Wirbel in den bereits aufgewühlten Gewässern der großen Politik hineingezogen. Ueber das geflügelt gewordene Wort des damaligen französischen Ministerpräsidenten Rouvier an Delcassé: "L'Allemagne vous reproche d'avoir debauché l'Italie" (Deutschland macht Ihnen den Vorwurf, Italien verführt zu haben) gab der sozialistische Abgeordnete Gérould-Richard Mitte Oktober in der „Petite République" eine Auskunft, nach welcher das Wort bereits vor der historischen Sitzung des Ministerrats am 4. Juni 1905, in der Delcassé gestürzt wurde, gefallen sein soll. Der Deputierte erzählt: „Es war im Verlauf eines der Empfänge, die im Elysée zu Ehren des Königs Viktor Emanuels III. gegeben wurden (Oktober 1903). Herr Rouvier war damals Finanzminister. Delcassé unterhielt sich mit einem Botschafter. Rouvier ging auf ihn zu und sagte: „Kennen Sie nicht die neueste Auslassung Kaiser Wilhelms über uns?" — „Nein," antwortete der Minister des Aeußern. — „Ich gebe sie Ihnen. Sie wurde jüngsthin in Gegenwart des Herrn v. Bülow getan, der sie geflissentlich so ziemlich überall herumträgt: „Frankreich," sagte der Kaiser, „spielt entschieden mit Erfolg den Don Juan. Es hat bereits Englands Schamhaftigkeit bezwungen. Es hält Rußland mit seinen Ketten von Rosen und Gold gefangen. Jetzt verführt es mir noch Italien." Herr Rouvier hat seitdem diese Phrase ohne Zweifel nicht mehr wiederholt. Aber Herr Delcassé hatte ein besseres Gedächtnis und deklamierte sie jedermann vor, gewissermaßen als den Tribut der Bewunderung, der seinem Verdienst vom Deutschen Kaiser gezollt worden sei."

Die Aeußerung des Kaisers wurde damals auf den geheimen Beitritt Italiens zum Suban-Abkommen zwischen Frankreich und England vom 1. März 1899 bezogen, von welchem Schritt der römischen Regierung die Bundesgenossen Deutschland und Oesterreich-Ungarn erst Ende 1901 in Kenntnis gesetzt wurden.

Am 3. Juli 1902 hatte Delcassé auf eine Anfrage des Abgeordneten Chastenet in der französischen Deputiertenkammer erklärt: "Que, en aucun cas et sous aucune forme l'Italie ne pourrait devenir l'auxiliaire ni l'instrument d'une agression contre notre pays." (Was denn? In keinem Fall und in keiner Form würde Italien ein Gehilfe oder das Werkzeug eines Angriffs gegen unser Land werden können.) Am 15 Oktober ließ Judet im „Eclair" folgende Enthüllung über eine weitere italienische „Extratour" erscheinen: „Tommaso Tittoni (der damalige und jetzige italienische Auslandminister) scheine mit einer sonderbaren Gewandtheit daran gearbeitet zu haben, Frankreich in eine gewagte Aktion hinein zu kompromittieren. Nachdem er mit unserem Botschafter beim Quirinal von einer doppelten Eventualität gesprochen, der des Einzugs französischer Truppen in Marokko, dem sofort der Einzug deutscher Truppen in das Departement Meurthe-Moselle gefolgt wäre, drängte er uns zu den äußersten Entschlüssen, indem er den Wunsch Englands mitteilte, ein Einvernehmen mit Frankreich herzustellen. „Wenn dem so ist," sagte er zu Herrn Barrère (dem Botschafter Frankreichs am Quirinal), so haben Sie nichts zu fürchten; ein französisch-englisches Einvernehmen stellt die beste Bürgschaft für die Sicherung des Friedens in Europa; Deutschland würde es nie wagen, Sie anzugreifen."

Zu gleicher Zeit hatte aber Tittoni in der offiziösen „Agenzia Italiana" folgende Erklärung abgegeben: „Man kann dessen sicher sein, daß Italien, was auch immer geschehen mag, seine Pflicht mit der gleichen Entschlossenheit zu erfüllen wissen wird, mit der es den Frieden verteidigt hat. Man darf aber nicht vergessen, daß Italien durch Verpflichtungen noch eine lange Zeit gebunden ist. Diese Erwägung genügt, um die Orientierung der auswärtigen Politik zu zeigen, welcher Italien treu bleiben wird." Aus dieser Erklärung kam dem genannten Judet die Witterung, es könnte sich seitens Tittonis um eine Falle handeln. Er schrieb im „Eclair": „Hatte Italien es auf Verwicklungen abgesehen? Dachte es daran, seinen Verbündeten zu verraten, oder diente es als Aufreizer zu einem Kriege, in dem es einen gewöhnlichen Schlachtenplatz bewahrte, um aus unserem Unglück Nutzen zu ziehen und beispielsweise im Mittelmeerbecken unsere Kolonialerbschaft anzuerstreben?" (Die Mittelmeer-Konkurrenz zwischen Frankreich und Italien, welche heute Verwicklungen heraufzubeschwören droht, spukte also damals schon). Man kann nur schwer glauben, daß Herr Delcassé, ein sehr naiver Don Juan, es wirklich verführt habe. Welch eine Illusion! Welch ein Erwachen, wenn er, nachdem er sich gründlich über den Wert der Allianz mit England geirrt, der Unabhängigkeit Italiens Deutschland gegenüber getraut hätte."

Das große Ausrufungszeichen hinter allen diesen verschiedenen Enthüllungen setzte der Pariser „Figaro" mit einer, allerdings prompt dementierten Veröffentlichung vom 13. Oktober 1905. In dieser hieß es: Dreimal habe das britische Auswärtige Amt bei der französischen Diplomatie angehorcht, ob Frankreich wohl für den Abschluß eines definitiven Allianzvertrages zu haben sei. Dreimal habe die französische Regierung solche Andeutung zurückgewiesen, augenscheinlich mit Rücksicht auf die Gefühle Rußlands. In dem Augenblick aber, in welchem der französisch-deutsche Gegensatz einen akuten Anstrich erhalten, sei die Frage von seiten der französischen Diplomatie selbst wieder aufgenommen worden. Die Folge sei die mündliche Zusicherung eines effektiven Beistands Englands für den Fall eines Krieges gewesen, die der britische Auslandminister Lansdowne dem britischen Botschafter in Paris, Paul Cambon, gegenüber abgegeben und die schriftlich zu wiederholen England sich für den Fall des Eintretens des „casus foederis" bereit erklärt habe. Davon habe der deutsche Botschafter Wolff-Metternich Wind bekommen und die Berliner Regierung sich beeilt, die italienische davon in Kenntnis zu setzen, daß sie den Abschluß eines derartigen Bündnisses zwischen Frankreich und England als casus belli würde ansehen müssen. Das habe die italienische Regierung am 4. Juni dem französischen Botschafter in Rom Barrère wissen lassen, der sich unverzüglich mit Paris in telegraphische Verbindung gesetzt habe. Der Beschluß, Delcassé deshalb fallen zu lassen, sei bereits am nächsten Tage (am 5. Juni) vom Ministerrat gefaßt worden. Zum Schluß dieser „Figaro"-Darstellung heißt es: „Im Verlauf des am 6. Juni abgehaltenen Ministerrats wollte Delcassé mit der Erklärung: „Ich habe überdies eine formelle Zusicherung des englischen Beistandes", eine Urkunde aus seinem Portefeuille nehmen; jedoch fiel ihm Rouvier (der Premier) sofort ins Wort und sagte: „Ich habe eine Depesche Barrères, die besagt, daß Ihre Politik den Krieg herbeiführen würde", und alle Minister sprachen sich einstimmig gegen Delcassé aus."

Die Quintessenz aus diesen verschiedenen Enthüllungen, auch wenn sie sich zum teil widersprechend und stellenweise fraglich sind, läßt sich in folgende drei Punkte zusammenziehen:

1. — Delcassé glaubte den Zeitpunkt für die Durchsetzung seiner Politik gegen Deutschland für gekommen.

2. — Er hielt England für dazu bereit, Frankreich in einem gewaltsamen Konflikt mit Deutschland effektive Hilfe zu leisten.

3. — Frankreich fühle sich damals selbst für den Fall einer effektiven Beihilfe Englands noch nicht stark genug.

Dieser Stimmung hat der Sozialistenführer Jean Jaurès in seiner „Humanité" mit dem Entsetzensruf Ausdruck gegeben: „So haben wir das Einverständnis mit England nicht verstanden!"

Die unmittelbare Folge der Enthüllungen zeigte sich in einer weiteren Anspannung der Rüstungsmehrung auf allen Seiten. Nur das Habsburgerreich wurde in die militärische Lähmung seiner Wehrkraft, wie sie sich aus dem Streit zwischen Wien und Budapest über die Kommandosprache, die Fahnen und die Embleme der Armee ergab, immer fester verstrickt. Diese Lähmung hat sich denn auch bitter gerächt.

Im Reigen der Delcassé-Enthüllungen schwebte ganz Europa der Katastrophe näher. In einem weiteren Artikel soll dargelegt werden, wie sich die öffentliche Meinung der verschiedenen Länder jenen Enthüllungen gegenüber verhielt und wie sie zugleich die Grundlage einer weiteren Ausgestaltung der Idee einer französisch-britisch-russischen Verständigung abgegeben haben.

Des deutschen Volksliedes Schicksalswende.

Von **Helene Bettelheim-Gabillon.**

(Wiener Freie Presse.)

Vor langen Jahren, in ferner glücklicher Zeit, fuhr ich mit meinem jüngsten Söhnchen ins Gebirge; beim Passieren der ersten Tunnels glomm in seinen großen, blauen Augensternen ein sorgenvoll gespannter Ausdruck auf, und als ich ihn fragte, ob er sich fürchte, meinte der kleine Märchenkundige: „Oh nein, ich hab' nur Angst, daß in einem der Berge, durch die wir kommen, Kaiser Rotbart sitzt und wir ihn überfahren." In solch kindlicher Auffassung liegt der Keim zur Legende, begnadete Künstlernaturen formen das Volkslied daraus und in dem erklingt, was die Volksseele erfüllt. Aber was mag von künftigen Geschlechtern überhaupt gesungen werden? Denn die alten Lieder taugen nun nicht mehr.

Wem kann die Strophe sich nun aus der Kehle ringen: „Was ist des Deutschen Vaterland? ... So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt: ... Das ganze Deutschland muß es sein." Und auf die trotzigen, jubelnden Verse: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein" paßt nicht mehr Heines Spott:

Du magst nun ruhen, geben, traben,
Du hörst in tausend Melodei'n:
„Sie sollen, sollen ihn nicht haben!"
Von Tilsit bis nach Memel schrei'n

Kein Chor begeisterter Stimmen läßt brausend mehr erschallen: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt!" Wohin ist sie geraten, unsere Freiheit? Nicht einmal die Trostesworte, die die deutsche Jugend in Zeiten vergangener Knechtschaft fand:

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Not,
Der Geist lebt in uns allen
Und uns're Burg ist Gott

vermögen uns mehr aufzurichten, denn welcher Geist lebt in uns allen? Wer nennt ihn? Wer kennt ihn in den unzähligen Formen von Zersplitterung, Widersprüchen und Fehden des Bürgerkrieges, des Klassen- und Rassenkampfes? Einstweilen ist der Geist des Hasses, der Verzweiflung und der Zerstörung der herrschende, der nur niederzureißen, aber nirgends aufzubauen versteht. Oder können wir uns in die Freiheit der Natur retten? Des alten, lieben Liedes gedenkend: „Glück zu, ihr grünen Bäume, ihr Haus der Sicherheit, Schatz aller Fröhlichkeit!" Jene Verse klingen heute wie Spott und Hohn, und Simon Dach, der sie vor dreihundert Jahren niederschrieb, ahnte nicht, wie weit es jemals mit uns kommen könne: Eine eiserne Kette einschnürender Vorschriften, Erlässe und Verbote trennt uns von aller Wald- und Wasserfreude, von Bergeshöhen und Wiesengrün, und wo man inmitten solcher Herrlichkeiten ein wohlvertrautes Heim besessen, das einst das Paradies glücklicher Ferienwochen gewesen, starren uns nun gehässiger Widerstand und rauhe Abweisung entgegen. Wir singen der freien Natur keine Lieder mehr und die erste Frühlingssonne erweckt nicht wie sonst fröhliche Sommerpläne.

Aber die Liebeslieder sind uns zum Glück doch noch geblieben? — Gewiß, denn „die Liebe, sie hört nimmer auf" — nur werden sie sich wandeln müssen, in demselben Maße, in dem die Frauen sich gewandelt haben; als das Volkslied:

Die Feine und die Zarte,
Die edel Rosenzier,
Recht nach der Engel Arte,
Ihr Schein glänzt weit herfür

verliebter Huldigung galt, hat noch kein Fräulein und keine Frau auf der Nationalversammlung schneidige Reden geführt, sich nicht in den wüsten Kampf um politische Machtfragen gestürzt; da wußte man noch nichts vom großen Gebiet der sozialen Fürsorge, auf dem die Frau tüchtig und arbeitsfreudig, mit männlicher Kraft und Energie wirken würde; ihr poetischer Reiz war noch nicht getrübt durch ihr ehrgeiziges Ringen nach äußeren Ehren und Auszeichnungen im öffentlichen Leben, im Wettlauf mit dem Manne. Vor einem Jahrhundert schrieb eine deutsche Fürstin, Luise von Preußen, des Prinzen Radziwill Gemahlin, in ihr Tagebuch: „Der König hat mir die neue Dekoration geschickt, die er den Damen gibt, die die Verwundeten gepflegt haben. Die weiblichen Tugenden sollten im Verborgenen walten. Ich liebe die Auszeichnungen nicht, die Empfindlichkeiten und Neid erwecken." — Ob sich heute noch derlei Tagebucheintragungen finden würden? Auch das rührende Treuebekenntnis, Aennchen von Tharaus Lied:

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt, beieinander zu stahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll' unsrer Liebe Verknotigung sein ...

dürfte leider immer seltener mehr stimmen. „Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein" sind freilich ärger denn je über uns hereingebrochen, aber „der Liebe Verknotigung" wird oft ebenso leichtsinnig gelöst als geknüpft. So mag selbst das deutsche Liebeslied nicht unberührt bleiben vom unholden Geist der neuen Zeit, der uns das Singen einer scheinbar harmlosen Weise: „So viel Stern' am Himmel stehen, so viel' Grüße send' ich dir!" bereits verleiden will, denn wer weiß, was sogar die Sterne nun gegen uns im Schilde führen. Man kann nicht mißtrauisch genug sein, seit behauptet wird, Marconi habe auf dem Wege der Funkentelegraphie durch den Aether wunderliche Signale erhalten, die ihm von einer Stelle außerhalb der Erde, vielleicht von einem Planeten zuzukommen scheinen und ihm die Möglichkeit vorspiegeln, sich mit einem derselben in Verbindung zu setzen. Hoffentlich war das ein Aprilscherz und kein ernst zu nehmendes Problem, denn niemals ist eine große Entdeckung oder Erfindung der Menschheit Stolz gewesen, ohne zugleich auch ihr Fluch zu werden. Hat die jüngste Vergangenheit nicht bewiesen, daß die an Wunderkraft grenzenden Wirkungen unserer Geschosse, unserer Luftschiffe, Unterseeboote, elektrisch geladener Drähte, der Tanks, der Giftgase und so weiter den Krieg zu nie vorher dagewesenen Unmenschlichkeiten und Scheußlichkeiten steigerten, mit ebenso gigantischem Massenunglück im Gefolge, das nicht bloß die Besiegten treffen wird? Sobald die Sterne mit uns sprechen können, werden sie uns auch noch den Krieg erklären! — Will doch Lucian von Samosata vor siebzehnhundert Jahren derlei vorausgesehen haben, indem er eine Luftschlacht zwischen den Sonnen- und Mondbewohnern — zur Entscheidung von Kolonialstreitigkeiten auf dem Morgenstern — schildert, mit einer Millionentruppenzahl und einer Kampfesweise, bei der er die unsere geahnt haben muß; besonders ein leichtes Infanterieregiment, das mit Bravour vergiftete Riesenrettiche in die feindlichen Reihen schleuderte, wodurch jeder Getroffene an einer schauderhaften Wunde sofort starb, mahnt stark an die modernen Handgranatenwerfer. — Es ist also besser, wir halten die Sterne auch fortan, wie es im Volkslied heißt, für „die schönsten Schäfchen", die der „gold'ne Mond" hat, und verlangen nicht, ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

Der geistreiche griechische Satiriker hatte kein Vertrauen zum Sternenfrieden, erst das Evangelium erhob einen Stern zum Wegweiser nach der Krippe des Heilands, zum Symbol des Friedens auf Erden, das mehr verheißend als erfüllend auf die hoffende Menschheit strahlt und seinen zarten Schimmer auch über unsere eigenen lieben Erinnerungen gießt, da wir in der Jugendzeit das alte, ergreifende Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht" gesungen — und viele Jahre später wiederum unsere Kinder und dann die Enkel. — Aber zur letzten „Heiligen Nacht" wollte der Weihnachtsstern nicht mehr recht leuchten, dem Tannenbaum mangelte der einstige Kerzenglanz, das Blinken des Engelhaars und all der liebe Tand roter Aepfel und goldener Nüsse, der seinen Zauber ausgemacht, — und was das Schlimmste war, die Festesfreude fehlte und die Zuversicht, wir sahen mit feuchtem Blick in die grünen Zweige und das alte Lied: „Oh Dannebom, oh Dannebom, dein Kleid soll mich was lehren, die Hoffnung und Beständigkeit gibt Kraft und Mut zu jeder Zeit," fand keinen Widerhall in unseren Herzen.

Unser Leben ist nur noch ein Abschiednehmen, darum sind Scheidelieder die einzigen, die unseren harten Schmerz in Wehmut lösen, und gar ein vertrautestes unter ihnen läßt sich träumend weiter spinnen: „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein, bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein" und fragten nach dem schönen Töchterlein, aber ach, des Rheines liebste Tochter liegt auf der Totenbahre und gleicht der einst so stolzen Germania. Deutsche Jugend aller Gaue, naht ihrem schwarzen Schrein, der erste, der eintritt, weint und — wendet sich ab; der andere wollte sie lieben von dieser Zeit, wenn sie noch in voller Glorie lebte, der dritte aber küßt sie auf den bleichen Mund und schwört: „Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut' und werde dich lieben in Ewigkeit!" — und der solch unverbrüchliche Treue hegt in tiefstem Herzensgrund, wird der Trost und die Hoffnung sein, unserer dunklen Zeit und auf umflorter Fackel einen verheißenden Lichtstrahl tragen in unserer Kinder düster verhangene Zukunft.

Die alte Tänzerin.

Berliner Blätter veröffentlichen eine interessante gerichtliche Entscheidung. Angestellte Versicherte, die zur Ausfüllung ihrer bisherigen Berufsstellungen nicht mehr imstande sind, können auf andere Tätigkeiten nur dann verwiesen werden, wenn diese ihrer bisherigen Tätigkeit im wesentlichen gleichartig sind und annähernd gesellschaftlich gleichstehen. Diese wichtige grundsätzliche Entscheidung hat das Oberschiedsgericht neuerdings getroffen. Eine königliche Tänzerin im Alter von 51 Jahren war entlassen worden. Sie erhob als Berufsunfähige Anspruch auf Ruhegeld. Die Reichsversicherungsanstalt war der Meinung, daß die erprobte Tänzerin einer ersten Bühne in einem kleineren Theater eine annehmbare Stellung finden könne. Sie könne auch auf eine Bureautätigkeit oder die Stelle einer Wirtschafterin verwiesen werden oder als Statistin gehen. Das Oberschiedsgericht entschied aber, daß die Berufsunfähigkeit sich nicht auf irgendeine andere, von dem bisherigen Berufe völlig verschiedene Tätigkeit erstrecken müsse. In der Begründung zum Versicherungsgesetze für Angestellte werde die Gewährung von Ruhegeld nur dann ausgeschlossen, wenn der Versicherte noch in der Lage ist, die Hälfte seines bisherigen Einkommens in Stellungen zu erwerben, die im wesentlichen die gleiche Ausbildung voraussetzen. Eine Beschäftigung als Statistin könne der Tänzerin nicht zugemutet werden.

Schönheit und Liebe.

**Schön bin ich nicht, mein höchster Hort,
Laß mich das nicht entgelten!
Lieb gilt für schön an manchem Ort,
Lieb soll vor aller Schönheit gelten.
Schön bin ich nicht, acht das gar klein,
Lieb tut all Ding bezwingen.
Lieb zwingt die Schönheit ganz allein,
Kann sie allein besingen.**